



**University of
Zurich^{UZH}**

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2005

Vom Wert der Biodiversität

Aus der Au, Christina

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-117399>
Journal Article

Originally published at:
Aus der Au, Christina (2005). Vom Wert der Biodiversität. Hotspot, 12:14-15.

Vom Wert der Biodiversität

Grosse Verantwortung gegenüber zukünftigen Generationen

Von Christina Aus der Au, Theologisches Seminar, Universität Basel, CH-4051 Basel, ch.au@unibas.ch

Die Naturwissenschaften können die Frage, warum Biodiversität etwas Positives sein soll, nicht allein beantworten. Ethische Argumente sprechen aber für die Erhaltung der biologischen Vielfalt. Wenn wir beispielsweise Arten ausrotten, werden zukünftige Generationen sich nicht mehr an ihnen erfreuen können. Dieses Argument setzt allerdings voraus, dass unsere Nachfahren ähnliche Bedürfnisse haben werden wie wir.

«Wir brauchen Biodiversität», so heisst das erste Kapitel in der Biodiversitätsstudie des Forum Biodiversität Schweiz (Baur et al. 2004). Darin beschreiben die Autorinnen und Autoren den Besorgnis erregenden Zustand der Biodiversität in der Schweiz und skizzieren Ansätze zu ihrer Erhaltung. Interessant ist dabei die Doppelfunktion des Begriffs der Biodiversität: Als deskriptiver Begriff beschreibt er die Vielfalt von Genomen, Populationen, Arten und Ökosystemen. Zugleich bewertet er als normativer Begriff diese Vielfalt positiv: Wer von Biodiversität spricht, fordert damit in der Regel auch ihren Erhalt. Tatsächlich bekennen sich sowohl die internationale Staatengemeinschaft als auch nationale Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen und sogar die in Wertfragen oft eher skeptische Wissenschaftsgemeinschaft in seltener Einmütigkeit zum Schutz der biologischen Vielfalt.

Wann ist Biodiversität wertvoll?

Es bleibt dann der Ethik überlassen, die provokativen Fragen zu stellen: Warum ist Biodiversität etwas Positives? Gilt das auch für lästige Insekten und unscheinbare Pflanzen? Wer braucht denn eine solche Biodiversität? Wer sind «wir»? Und was heisst «brau-

chen»? Warum also hat Biodiversität einen so fraglos hohen Wert, und worin besteht dieser genau?

Die Antwort auf diese Fragen kann uns weder die Biologie noch die Ökologie liefern. Diese zeigen lediglich «Wenn-dann»-Beziehungen auf: Wenn eine Population weniger genetische Diversität hat, dann besteht eine grössere Wahrscheinlichkeit, dass sie ausstirbt. Wenn die Artenvielfalt in einem Ökosystem höher ist, dann wird es Störungen besser abpuffern können. Aber ob es per se gut (also wünschenswert) ist, dass Populationen überleben und Ökosysteme stabil sind, lässt sich nicht aus der Natur ablesen. Das Aussterben einer Population oder die Veränderung eines Ökosystems bedeutet ja nicht das Ende der Natur. Danach kommt immer noch «Natur» – einfach eine etwas andere Natur. Wer aber einen natürlichen Zustand höher bewertet als einen anderen, ebenso natürlichen Zustand, muss Gründe dafür angeben. Diese Begründungen sind Gegenstand der Ethik. Sie zeigt auf, welche normativen Grundannahmen sich hinter unseren Wertsetzungen verbergen.

Der ontologische Imperativ

Eine der ältesten und unumstrittensten dieser Annahmen im westlich-abendländischen Kulturkreis ist die Überzeugung, dass der Mensch moralisch zählt. Die jüdisch-christliche Tradition und in ihrem Gefolge die Aufklärung, die unsere Wertsetzungen geprägt haben, gehen davon aus, dass jeder Mensch einen eigenen Wert hat, der nicht auf einen instrumentellen Wert für andere reduziert werden kann. Dies gilt für jeden Men-



schen – aber es gilt eben nur für den Menschen. Der Wert der Erde und alles Nicht-menschlichen, das dazugehört, besteht dagegen vornehmlich im Nutzen, den der Mensch daraus zieht. Die Natur hat – aus dieser Perspektive betrachtet – Wert, weil sie den Interessen des Menschen dient.

Wenn man den Wert der Biodiversität so begründen und beispielsweise die Leistungen der globalen Biodiversität in Franken und Rappen verrechnen will, muss man allerdings einen – wie ihn der Philosoph Hans Jonas genannt hat – «ontologischen Imperativ» voraussetzen: Es soll auch in Zukunft Menschen geben! Und zwar Menschen, die uns möglichst ähnlich sein sollen. Diese Menschen müssen deshalb dieselben Möglichkeiten für ihr Menschsein haben wie wir. Sie sollen genügend Sauerstoff haben, genug sauberes Wasser, Lebensmittel und Medizin. Wer so argumentiert, geht davon aus, dass die Menschen der Zukunft ähnliche biologische Bedürfnisse und ästhetische Interessen haben werden wie wir und demnach dieselbe Natur brauchen, um diese Bedürfnisse zu befriedigen. Unsere Nachfahren sollen wie wir auf Fotosafari gehen und schöne Schmetterlinge

bewundern können. Sie sollen zu ihrer seelischen Regeneration die Natur auf sich wirken lassen und Ehrfurcht und Staunen verspüren. Der nachhaltige Schutz unserer Biodiversität ist deswegen nötig, weil Menschen mit denselben leiblichen und seelischen Bedürfnissen wie wir weiter existieren können sollen.

Noch brauchen wir Biodiversität

Manche sehen das Problem dieser Position bereits darin, dass damit die Schutzwür-

wenn Aromen, Duftstoffe und Medikamente nicht mehr aus natürlichen Bestandteilen extrahiert werden müssten, sondern nach Wunsch synthetisch zusammengesetzt werden, wenn einige wenige Arten ausreichen, um unsere Grundbedürfnisse zu gewährleisten – wer oder was sollte uns dann daran hindern, Energie und Geld statt in die anstrengende Bewahrung der Biodiversität in die Erforschung von technisch herstellbaren Alternativen zu stecken? Wer denn – ausser

versität einen Wert, und wir haben einen dringenden Grund, sie für die nachfolgenden Menschen zu bewahren. Wenn alles machbar, ersetzbar und simulierbar ist, dann brauchen wir sie vielleicht nicht unbedingt. So ist ironischerweise der instrumentelle Wert der Biodiversität für den Menschen davon abhängig, dass der Mensch dem Nicht-menschlichen einen nicht nur instrumentellen Wert zugesteht. ■



digkeit der Natur vollständig von unseren menschlichen Bedürfnissen abhängig gemacht wird. Doch auch wenn man der These vom bloss instrumentellen Wert der Natur zustimmt, besteht eine Schwierigkeit darin, dass hier die Schutzwürdigkeit der Biodiversität von unserer heutigen Vorstellung von Bedürfnissen zukünftiger Menschen abhängt. Aber Menschen können sich ja auch verändern. Wir müssen dazu gar nicht in die Science-Fiction-Kiste greifen. Wenn unsere Nachkommen einmal künstliche Pflanzen den echten vorziehen, dann haben wir keine Argumente mehr gegen Plastikbäume entlang der Autobahn. Wenn künftige Menschen ihre Seele lieber in virtuellen Landschaften baumeln lassen, dann brauchen sie zur Erholung weder Trockenwiesen noch Auenlandschaften, weder Alpenlandschaften noch Regenwälder. Wenn dazu noch in Genbanken Varietäten von Nutzpflanzen gespeichert werden könnten, um im Bedarfsfall die gängigen Monokulturen damit aufzufrischen,

vielleicht die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Biodiversitätsbranche, deren Stellen, Institute und Forschungsgelder davon abhängen, dass der einmütige Konsens bestehen bleibt: Wir brauchen die Biodiversität!?

Noch brauchen wir sie – diese Aussage steht allerdings nicht im luftleeren Raum, sondern sie ist gebunden an das Bekenntnis zu einem bestimmten, normativ gefüllten Menschenbild. Wenn aber auch in Zukunft zum Menschsein gehören soll, dass Menschen der aussermenschlichen Natur als dem Unverfügbaren und dem Nicht-Menschengemachten, dem Gewachsenen und Gewordenen einen Wert zuschreiben, dann hat Biodi-

Literatur

- Baur et al. (2004). Biodiversität in der Schweiz: Zustand, Erhaltung, Perspektiven. Grundlagen für eine nationale Strategie. Haupt Verlag Bern.
- Jonas H. (1985). Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Suhrkamp Taschenbuch Verlag Frankfurt a. M.